

Alte Wiler Bräuche im Jahreslauf

Der Jahreskreislauf wird, wie Sie wissen, heute noch durch diverse Bräuche bereichert. Es sind einerseits Bräuche, die überall in der Schweiz und auch ausserhalb unseres Landes hochgehalten werden - denken wir nur an Weihnachten, Fasnacht und Ostern: Auf der anderen Seite gibt es da und dort auch noch rein lokale Bräuche, die nur an diesem Ort und sonst nirgends dieser Art gefeiert werden.

Wil ist relativ reich an derartigen örtlichen Bräuchen - Beispiele dafür sind der Laternenumzug an Silvester, die Fasnachtsteufel, die Pfingstmontagsprozession und das Stäckliträage im Herbst.

Bräuche durchdrangen einst das ganze Volksleben. Sie bilden denn auch ein Kernstück volkskundlicher Untersuchungen.

Was aber sind Bräuche? Wir verstehen darunter bestimmte Handlungen, die durch Ueberlieferung und Tradition in einer menschlichen Gemeinschaft als richtig und verpflichtend empfunden werden.

Bräuche sind also immer an eine bestimmte Gemeinschaft gebunden, die Gemeinschaft übt auch einen gewissen Zwang zu ihrer Befolgung aus.

In den letzten Jahrzehnten hat sich allerdings das früher viel engere Gemeinschaftsleben fast überall gelockert. Wir leben heute in einer Zeit des betonten Individualismus. Darum haben Bräuche, die ja an ein Gemeinschaftsleben gebunden sind, stark an Bedeutung verloren. An ihre Stelle ist, von den modernen Massenmedien noch unterstützt, eine allgemeine, weitgehend gesichtslose "Massenkultur" getreten. Sie ist uniform, also überall ziemlich gleich.

Diese "Standardisierung" führte einerseits zu einer vermehrten persönlichen Bewegungsfreiheit, andererseits aber auch zu einer gewissen Entwurzelung. Man empfindet diesen Verlust an Geborgenheit heute allmählich als Mangel. Anders als noch vor wenigen Jahren nimmt heute das Verständnis für Althergebrachtes - seien es nun alte Gebäude oder alte Bräuche - wieder zu.

Natürlich lässt sich das Rad der Entwicklung unseres Bewusstseins nicht zurückdrehen; wir können heute alte Bräuche kaum mehr so spontan nachvollziehen wie frühere Generationen.

Mit einer gewissen Wehmut blicken wir auf die Vielfalt des verflossenen Brauchtums zurück - auch mit einer Hochachtung gehören doch die alten Bräuche zu den Wurzeln unserer Kultur.

Die meisten dieser Bräuche haben einen religiösen Ursprung. Die Religion bestimmte früher das Leben der Menschen in einem Ausmass, das wir uns heute nur noch schwer vorstellen können. Die Menschen waren ja auch ziemlich hilflos, sie waren den Gewalten der Natur, aber auch Krankheiten und Katastrophen viel stärker ausgeliefert als heute. Ihr Schicksal war zudem eng mit dem jährlichen Verlauf der Witterung und der Vegetation verbunden. Ein schlechtes Erntejahr bedeutete Hunger, wenn nicht noch Schlimmeres. In ihrer alltäglichen Bedrohung suchten die Menschen daher Zuflucht bei den himmlischen Mächten, bei der Religion.

Seit dem Mittelalter war dies bei uns die christliche Religion. Die römische Kirche setzte in einem allgemein verbindlichen Festkalender die Daten der religiösen Festtage genau fest und entwickelte eine entsprechende Liturgie, die überall die gleiche war.

Trotz diesem universalen Festkalender und der einheitlichen Liturgie zeigten sich in den nichtliturgischen Festbräuchen lokale Eigenheiten, die von Gegend zu Gegend verschieden waren.

Warum dies Verschiedenartigkeit? Ganz einfach: Die Sendboten des Christentums trafen nirgends ein Jahr an, das nicht schon seine Feste hatte, und nirgends einen Ort, der nicht schon seine heiligen Zeiten hatte. Und der alte "heidnische" Glaube war zäh. Was so lange Glück und Gedeihen verbürgt hatte, all die Opfer und frommen Bräuche, die seit jeher als unerlässlich für die Sicherung der Saaten, der Herden und des Hauses galten - wie sollten sie jetzt auf einmal entbehrlich sein?

Das Christentum - das hierzulande etwa im 7./8. Jahrhundert eingeführt wurde - hat denn auch klugerweise die meisten dieser lebensvollen, alten Bräuche nicht zerstört, sondern es deutete sie einfach um und gab den heidnischen Formen einen christlichen Inhalt.

Die Quellen vieler nichtliturgischen Volks- und Festbräuche liegen hier in unserer Gegend also in der vorchristlichen, altgermanischen bzw. altdalemanischen Volksreligion.

Der ursprüngliche Sinn dieser Bräuche geriet allmählich in Vergessenheit. Trotzdem wurden sie jahrhundertlang fast unverändert weitergepflegt. Vielleicht nicht zuletzt deshalb, weil sie einen hohen Symbolgehalt hatten, der für das Volk intuitiv erfassbar war.

Die altgermanischen, religiösen Vorstellungen sahen im Wechsel von Winter und Sommer, von Kälte und Wärme, von Absterben und Neuerwachen der Vegetation, von Kürzer- und Längerwerden des Tageslichtes nicht feststehende Naturgesetze, sondern man glaubte, dass der Jahreszyklus von der Willkür der himmlischen Mächte abhing. Es galt also, diese Mächte entsprechend günstig zu beeinflussen. Die Magie spielte denn auch eine wichtige Rolle. Es versteht sich von selbst, dass die einzelnen Bräuche eng mit der jeweiligen Jahreszeit zusammenhingen.

Wir werden im folgenden sehen, dass auch die meisten alten Wiler Bräuche zum Teil in altheidnischen Kulturen, zum Teil in der christlichen Volksfrömmigkeit wurzeln, die früher viel handfester und anschaulicher war als heute.

Meine Informationen über das alte Wiler Brauchtum stammen hauptsächlich aus dem alten Wiler Stadtarchiv (das sich ja hier in diesem Haus im Parterre befindet).

Indirekte Hinweise auf Bräuche sind vor allem in den unzähligen Sittenmandaten des 16. und 17. Jahrhunderts enthalten. In dieser absolutistischen Zeit bemühte sich die Wiler Obrigkeit - also Schultheiss und Rat - das Leben der Einwohner bis in alle Details mit Geboten und Verboten zu regulieren. Vor der damals üblichen allgemeinen Bevormundung blieben auch die Volksbräuche nicht verschont. Gerade weil sie vielfach so urtümlich, wild und schwer regulierbar waren, waren sie den Behörden offensichtlich suspekt und wurden noch und noch eingeschränkt oder ganz verboten. Allerdings scheinen diese Verbote wenig gefruchtet zu haben. Manche Bräuche lebten im Volk zäh weiter, jahrhundertlang sprach man deshalb immer wieder die gleichen Verbote aus, was ihre mangelnde Wirksamkeit gerade besonders deutlich manifestiert.

Weitere Hinweise auf altes Wiler Brauchtum sind in alten Ratsprotokollen zu finden; sie setzten ebenfalls im 16. Jahrhundert ein. Einzelne Angaben über noch lebende Bräuche befinden sich sodann in der handgeschriebenen "Chronik" Johann Georg Kienbergers aus der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Der Wiler Bezirksammann, Gottfried Kessler, bot in einem Aufsatz aus dem Jahre 1916 (veröffentlicht im Schweiz. Archiv für Volkskunde, Bd. 20) eine kurze Uebersicht über alte Wiler Bräuche, die in seiner Kindheit noch existiert hatten. Allerdings waren bis zu jenem Zeitpunkt - also Ende des 19. Jahrhunderts - manche ältere Bräuche bereits von der Bildfläche verschwunden.

Bei meinem Ueberblick über die Wiler Bräuche möchte ich mit dem Winter anfangen, und zwar - analog dem Kirchenjahr - mit dem Dezember. Der Winter und der Vorfrühling spielen im festlichen Brauchtum seit eh und je eine wichtigere Rolle als der Sommer. Durch den naturbestimmten Rhythmus des Jahres waren für die Bauern die Sommermonate die Zeit der Arbeit auf dem Felde und des Sammelns von Vorräten, da blieb kaum Zeit für ausgedehnte Feste. Der Winter dagegen war eine Ruhezeit, eine Vorbereitungszeit und damit die gegebene Festzeit.

Der erste dieser Winterbräuche betrifft den "Samichlaus" am 6. Dezember. Auf den ersten Blick scheinen wir es hier mit einem rein christlichen

Brauch zu tun zu haben. Niklaus von Myra, der an diesem Tag gefeiert wird, war ja ein frühchristlicher Bischof. Im sog. "Chlausen" haben sich aber während langer Zeit auch noch altheidnische Bräuche weitererhalten. Auch in Wil zeigte das St. Niklaus-Fest früher ein christliches und ein heidnisches Gesicht. Betrachten wir zuerst das christliche:

Nikolaus ist ja der Patron der Stadtkirche; der 6. Dezember war deshalb früher in Wil ein Feiertag. Für die Volkstümlichkeit des Heiligen waren zwei mittelalterliche Legenden von grosser Bedeutung, nämlich die Geschichte mit den drei Jungfrauen und die Erzählung von den drei Schülern.

Laut der einen Legende wollte ein Edelmann seine drei Töchter auf unehrenhafte Weise verschachern, weil er zu arm war, sie mit einer Mitgift auszustatten. Als der heilige Nikolaus das hörte, verschaffte er heimlich jeder eine Aussteuer. In der Kunst wurden diese Aussteuern vielfach in Form von drei Goldklumpen dargestellt. Laut der anderen Legende hat St. Nikolaus drei Schüler, die bei einem Wirt eingekehrt und ermordet worden waren, wieder zum Leben erweckt. Diese zwei Erzählungen haben viel zur allgemeinen Beliebtheit und zum Kinderpatronat des Heiligen beigetragen.

Die Schüler - sie waren im Mittelalter noch nicht so zahlreich - haben diesen Tag ganz besonders gefeiert, und zwar mit einem Schülerbischof. Diese Institution eines Schülerbischofs war auch in Wil bekannt. Wil kann ja auf eine sehr lange Schultradition zurückblicken. Schon bald nach der Stadtgründung - noch im 13. Jahrhundert - gab es hier eine Schule. Am 6. Dezember gab es jeweils ein grosses Schulfest mit einem Umzug aller Schüler durch die Stadt. Angeführt wurden sie von einem Zögling der Lateinschule - in der Regel ein besonders guter Schüler - der in prachtvollen Gewändern als Bischof verkleidet war. Zu seinem engsten Gefolge gehörten zwei ebenfalls schöngewandete Leviten. Die Feierlichkeit der Prozession wurde noch durch das Abfeuern von Böllerschüssen unterstrichen.

In der Kienberger Chronik wird dieser Umzug auch erwähnt, und zwar heisst es dort, dass im Jahre 1611 wegen der damals fürchterlich wütenden Pest nur 34 statt wie üblich 200 Knaben daran teilgenommen hätten.

Die Lehrer marschierten an dieser Prozession als Ordnungshüter mit und erhielten dafür einen kleinen Geldbetrag und einen Most.

Den Kindern, die sich am Umzug beteiligten, spendete das Spitalamt Nüsse, Birnen und Butterringe. Der Schülerbischof aber ergötzte sich mit seinen Leviten, mit dem Mesner und weiteren Begleitpersonen an einem üppigen Essen. Nach altem Brauch kam für die meisten Unkosten - nämlich für das Essen sowie für die Bekleidung und Entschädigung der Begleitpersonen - der Vater des jeweiligen Schülerbischofs auf. Würde bringt Bürde: Kein Wunder, dass es eine Klausel gab, wonach ein Schülerbischof dieses Amt nicht zweimal hintereinander ausüben durfte. Im 18. Jahrhundert, einer Zeit der wirtschaftlichen Stagnation in Wil, ist dann die Begeisterung der Väter an einem allfälligen "Schülerbischofsamt" ihrer Söhne zunehmend gesunken. So steht denn in einem Ratsprotokoll des 3. Dez. 1777 folgende Notiz:

"Weil dissmahlen in der lateinischen Schule wegen den hierdurch erfolgenden Unkosten und anderen Ursachen auf dass Fest St. Nicolai nach altem gebrauch kein Knab die bischofsstell vertreten will, demnach das disers in alter Ordnung möge continuiert werden, wurde beschlossen, das Herr Amtschultheiss den Jacob Isenring zu sich berufe und seinem Knaben dise stelle zu vertreten übergebe. Damit aber diser mit allen Kosten verschont bliebe, so sollen die deswegen erfolgenden Unncösten, so im schuehlffeste zu beziehen hat, ihme aus dem Kindenamt bezahlt werden." Die Behörden unterstützten damals das Fest also noch und überwälzten die Unkosten auf die Stadt. Wenige Jahrzehnte später jedoch, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, wurde der Brauch jedoch auf obrigkeitliche Anweisung hin abgeschafft.

Die Zeit um 1800 stellte in Wil wie auch anderswo eine gefährliche Klippe für alte Bräuche dar. Es war die Zeit der Aufklärung, eine Zeit der politischen Revolution und des Zusammenbruchs alter Regierungs- und auch Denkformen. Manche althergebrachten Bräuche erhielten damals in der Schweiz ihren Todesstoss. So auch der Schülerbischof in Wil. Allerdings drängten viele Leute - und vor allem die Kinder - noch während längerer Zeit auf eine Wiedereinführung. Als Klagemauer dienten offenbar die Lehrer. Im Stadtarchiv befindet sich ein Brief eines Professors Keller an die Stadtbehörden, datiert vom 1. Dezember 1823, mit folgendem Inhalt: "Wohlgeehrte, wohledle, wohlgelehrte Herren (...):

Ermüdet durch die ewige Frage, mit welcher ich in Ansehung der S. Nicolausfeyer seit einigen Tagen von Alten und Jungen bestürmt werde, wage ich es Sie ehrfurchtsvoll zu fragen: Ist auch dieses Jahr der von unseren fromen und weisen Vätern angeordnete Freudenzug der Jugend wieder gestattet oder nicht?"

Ein Jahr zuvor war die Schülerprozession ausnahmsweise nochmals zugelassen worden. Diesmal aber - 1823 - wurde der Brauch definitiv abgeschafft, wodurch Professor Keller in Zukunft also wohl wieder mehr Ruhe hatte...

Neben dem Umzug mit dem Schülerbischof gab es im alten Wil aber noch einen anderen, weit unheimlicheren Brauch. In gewissen Dezembernächten - z. B. auch in den Nächten vor dem St. Niklausfest - sprangen Buben und junge Burschen, als sog. "Chläuse" verummt, durch die Gassen, wobei sie schrien, lärmten und mit Kuhglocken treichelten. Diese "Chläuse" waren undefinierbar verkleidet - jedenfalls nicht als Bischöfe.

Ende des 17. Jahrhunderts beklagte sich der Stadtherr, der Abt von St. Gallen, bitter über dieses unmanierliche sog. "St. Niklaus-Stäuben". In einem Ratsprotokoll des Jahres 1776 wird gerüft, dass 60 "Chläuse" bei einem gemeinsamen Nachtessen im Spital tumultuier hätten. Klagen betrafen immer wieder das überlaute Schellen sowie den "krummen Gesang" dieser Kläuse. Laut Gottfried Kessler lebte dieser Brauch nur noch in einer einzigen Nacht vor dem 6. Dezember. Das Ganze erinnert an ähnlich urtümliche Lärmumzüge von sog. Kläusen, z. B. in der Innerschweiz, die teilweise heute noch bestehen.

Kein Zweifel - solche "Kläuse" haben mit dem Heiligen Bischof von Myra nur den Namen und sonst nichts gemeinsam. In Wirklichkeit war der Name nur ein Deckmantel für viel ältere Schreckensgestalten, die noch aus heidnischer Zeit stammen. (Ein heute noch weit verbreitetes Uebertreibsel davon ist der polternde Knecht Ruprecht). Diese Sorte von "Kläusen" sind nicht unbedingt auf den 6. Dezember fixiert, sondern treiben auch später noch ihr Unwesen - denken wir nur an die Appenzeller Silvesterkläuse oder an die "schöne und wüeschte Chläus" vom Januar in Urnäsch.

Heute sind die Volkskundler der Ansicht, dass es sich bei solchen maskierten, lärmenden Wintergestalten um Relikte eines uralten, vorchristlichen Totenkults handelt. Der Mittwinter, vor allem auch die Zeit um die Jahreswende, war einst von Bräuchen und Riten erfüllt, die den Geistern der Toten galten. Man glaubte, dass die Toten in diesen langen und unheimlichen Nächten die Lebenden heimsuchen. Als rächende Totendämonen heischen sie Opfer, damit die Welt wieder entsühnt werde und Segen einkehren könne.

Diese Totendämonen wurden beschworen und gebannt, indem sie von den Menschen in Maskengestalt verkörpert und dargestellt wurden.

Die Maskierten hatten dieselben Rechte und Aufgaben wie die gefürchteten und verehrten Toten: Sie rügten, strafte und heischten Opfergaben. Dieses wilde Wesen ist ursprüngliches Maskenrecht, nicht etwa eine Entartung.

Das Heischen von Opfergaben sank später zu einem Kinderbrauch herab. Wie aus den entsprechenden Klagen zu schliessen ist, haben auch in Wil die als "Chläuse" verummten Buben (nicht zu verwechseln mit dem

Schülerbischof:) vor den Häusern Bettelreime gesungen und Gaben erbettelt.

Ein weiteres Element dieser "Kläuse" war der Lärm, der ja noch durch Schellen verstärkt wurde. Wahrscheinlich symbolisierte er das schreckenerregende Gebaren dieser Winterdämonen. Zugleich hatte der Lärm in den Winterbräuchen auch die Funktion, die im Winterschlaf erstarrte Vegetation wieder aufzuwecken. Die Totendämonen hatten nämlich auch positive Seiten, indem sie einen günstigen Einfluss auf die Fruchtbarkeit ausüben und Gaben verteilen konnten. Von daher stammte vielleicht auch der alte Brauch, den Kindern am "Samichlaustag" Früchte und Nüsse zu schenken.

Inzwischen ist die "heidnische Komponente" der Kläuse in Wil weitgehend verschwunden. Es dominiert wie an vielen andern Orten die sanftere "christliche Version" mit dem gütigen Bischof von Myra, der die Kinder besucht und beschenkt. Ein unbewusster Nachklang an die rächenden Totendämonen besteht höchstens noch darin, dass der Nikolaus seine Bescherung der Kinder mit einem Tadel über vergangene Sünden verbindet. Im alten Wil gab es im Dezember aber noch weitere nächtliche Lärmzüge, nämlich die sogenannten "Bochslnächte". Sie sind allerdings schon relativ früh eingegangen, wahrscheinlich bereits im Laufe des 16.

Jahrhunderts (vielleicht verschmolzen sie mit dem Klausen).

Das Wort "bochsln" kommt von den mittelhochdeutschen (also mittelalterlich-deutschen) Tätigkeitswörtern "bochen" oder "bosseln", die beide "schlagen, klopfen, pochen, poltern" bedeuten. Tatsächlich bestand die Besonderheit der Bochslnächte darin, dass junge Leute wie ein Spuk durch die nächtlichen Gassen fegten und an Türen, Fenster und Fensterläden polterten. Dabei stellten sie allerhand weiteren Unfug an, indem sie z. B. bei missliebigen Leuten altes Geschirr an die Haustüre schleuderten, so dass die Scherben klirrend auf das Pflaster davor fielen. Vom Wort "bochsln" leitet sich unser heutiges Wort "pösseln" ab. Die Bochslnächte waren früher an vielen Orten der Schweiz bekannt; in der Regel fielen sie auf den letzten Donnerstag oder die drei letzten Donnerstage vor Weihnachten, also vor die Wintersonnenwende, die bei den alten Germanen einen Höhepunkt des Totenkults darstellte. Ähnlich wie die "Kläuse" symbolisierten wahrscheinlich auch die bochslnenden Leute ursprünglich Totendämonen, die in die-sen heiligen Nächten zu den Lebenden zurückkehrten und hier ihr Unwesen trieben. Dass die Bochslnächte gerade am Donnerstag abgehalten wurden, hat wahrscheinlich einen Zusammenhang mit dem altgermanischen Gotte Donar, dem der "Donarstag" - eben der Donnerstag - geweiht war. Er führte nach altem Glauben die nächtlichen Heere der Toten an.

Eine "Bochslnacht" gibt es übrigens heute noch in Weinfelden jeweils am letzten Donnerstag vor Weihnachten, und zwar in der relativ milden Form eines "Rääbeliechtliumzugs".

Weihnachten selbst war früher in Wil ein eher stilles, rein kirchliches Fest. Das Datum war wie überall der 25. Dezember. Dieser Tag war im 4. Jahrhundert von der römischen Kirche als Gedächtnistag der Geburt Christi bestimmt worden - das wirkliche Datum der Geburt kennt man ja nicht. Der 25. Dezember wurde bewusst gewählt, um die grossen, heidnischen Sonnwendfeiern, die an diesem Tag begangen wurden, zu verdrängen bzw. um ihnen einen neuen, christlichen Inhalt zu geben.

Im Archiv habe ich keine Hinweise auf spezielle, alte Wiler Weihnachtsbräuche gefunden - ausser vielleicht dem, dass die Wiler Mannen diesen Tag nicht ungern im Wirtshaus feierten. So wurden 1581 vom Rat 18 Männer gebüsst, weil sie an Weihnachten eine sog. "Morgensuppe" in einer Wirtschaft eingenommen hatten. Unter "Morgensuppe" verstand man einen Morgentrunke von Wein oder Schnaps, der in den Sittenmandaten immer wieder verboten worden ist.

Die Zeit zwischen Weihnachten und Dreikönigen galt früher als besonders heilig und wunderkräftig. Nach altem Glauben sind in diesen sog. "Zwölf Heiligen Nächten" die Geister der Toten durch die Lüfte gebräust. Am Silvesterabend war im alten Wil allerhand los. So wurden laut einem Ratsprotokoll des Jahres 1510 "viele junge Gesellen" vom Rat zur Rede gestellt, weil sie in der Neujahrsnacht alles auf den Kopf gestellt hatten. Sie hatten Karren in die Brunnen geworfen, Blöcke und Fässer in den Weg gestellt und mit Seilen und Wagen die Strassen versperrt. Möglicherweise stand hinter solchem Unfug, ähnlich wie in den Bochslnächten, ursprünglich eine Nachahmung oder Abwehr der wilden Totendämonen.

Immer wieder verboten wurde in den Sittenmandaten des 17. Jahrhunderts das sogenannte "Gutjahrsingen" der Kinder. Am Silvester zogen die Kinder - vor allem die ärmeren - von Haus zu Haus, sangen einen Segenswunsch fürs Neue Jahr und bettelten zugleich um eine Gabe. Solche Heischebräuche wurden auch an manchen andern Orten der Schweiz ausgeübt. Die Volkskundler sehen auch hier Verbindungen zu den altheidnischen, Opfergaben heischenden Totengeistern.

Später, im 18. Jahrhundert, scheinen die Silvesterbräuche gesitteter geworden zu sein. Aus den städtischen Rechnungsbüchern geht hervor, dass das Neue Jahr jeweils von bezahlten Musikern mit Saitenspiel, mit Waldhörnern und Trompeten eingespielt wurde.

Heute ist der Silvesterabend in Wil ja vor allem berühmt wegen des Laternenumzugs. Wie Sie ja wissen, tragen die Kinder an diesem Abend in einem originellen Umzug phantasievolle, selbstgebastelte Laternen durch die verdunkelte Stadt. Wie man sagt, geht dieser Brauch auf eine feuerpolizeilich angeordnete Laternenvisitation zurück. Zu diesem Zweck mussten früher die Wiler an diesem Abend brennende Laternen vor ihre Häuser hängen zum Beweis, dass sie für den Notfall - z.B. bei einem Brand - wirklich eine Laterne besaßen. Allgemeine Strassenbeleuchtungen waren ja noch unbekannt, weshalb jeder auf seine eigene Laterne angewiesen war. Die behördliche Laternenvisitation an Silvester ist nicht sehr alt. Sie taucht erstmals in einem Sitzungsprotokoll des Gemeinderates vom Jahre 1818 auf. Ich könnte mir aber vorstellen, dass diese Laternenschau noch ältere und andere Hintergründe hat als die Visitation.

Warum musste ein so prosaischer, behördlicher Akt ausgerechnet an einem derart exponierten Abend wie dem Silvester stattfinden?

Tatsächlich spielten Licht und Feuer im altheidnischen Sonnwendkult von Ende Dezember eine wichtige Rolle. Mit Lichtern hielt man in der gefürchteten Mittwinterzeit die nächtlichen Dämonen von den Häusern fern. Man weiss von andern Gegenden der Schweiz, z. B. von Obwalden, dass um diese Zeit in bestimmten Nächten Licht und Feuer auf dem Herd bleiben mussten, da die Geister nur jene schädigten, die kein Licht hatten. In der Neujahrsnacht war eine solche Abwehr wohl besonders wichtig, war doch nach altem Volksglauben in dieser Nacht das unheimliche, finstere Totenheer, auch Wildes Heer oder Wuotisheer genannt, besonders aktiv ("Wuotisheer" leitete sich ab von "Wotansheer", also das Heer des altgermanischen Gottes Wotan oder Wodan). Später sind die altheidnischen Lichtbräuche in die christlichen Weihnachtsbräuche eingeflossen, aus denen ja die Kerzen nicht mehr wegzudenken sind. Wer weiss, vielleicht sind ursprünglich auch in Wil die Laternen an Silvester zur Abwehr der Dämonen angezündet worden. Möglicherweise gab man dem Brauch erst, als man seinen ursprünglichen Sinn nicht mehr verstand, eine neue Bedeutung mit der Visitation.

Am Neujahrstag - und nicht etwa an Weinachten - fand die Bescherung der Kinder statt. Dieser Brauch wurde auch an andern Orten der Schweiz gepflegt. Bereits bei den alten Römern galt es als glücksverheissendes Vorzeichen, an Neujahr Geschenke zu geben.

Laut neueren volkskundlichen Erkenntnissen wurzeln diese uralten Schenkbräuche an Neujahr ebenfalls in dem schon oft erwähnten,

althheidnischen mittwinterlichen Totenkult. Man glaubte in dieser heiligen Zeit an eine geheimnisvolle Bescherung durch höhere Mächte. Die Heere der Totengeister und Dämonen haben nicht nur gestraft - nicht nur "gepöaselt": - sondern sie haben auch Segen gebracht und die Menschen beschenkt. Später wurden dann diese Bescherungsbräuche christlich umgedeutet und auf das Weihnachtsfest übertragen.

Die typischen Neujahrsgeschenke waren Geldmünzen. Laut einem alten Aberglauben meinte man, wer an Neujahr Geld im Sack habe, habe daran das ganze Jahr keinen Mangel. In Wil besuchten die Kinder am Neujahrstag reihum ihre Verwandten, vor allem auch Götti und Gotte, und erhielten dabei Geschenke, namentlich Geld. Im 17. Jahrhundert bekam der Rat das Gefühl, dagegen einschreiten zu müssen. 1641 erliess er ein Spezialmandat gegen zu grosse Patengeschenke an Neujahr und setzte dabei den Höchstwert der Geldgeschenke genau fest. 1646 findet sich im Stadtmandat folgende Bestimmung:

"Damit dann überflüssige Costen erspart, auch andere Ungelegenheiten vermiten bleiben", wie es hiess, sollen in Zukunft nur noch die Kinder unter 7 Jahren bei ihren Götten und Gotten und anderen Verwandten das "Neue Jahr abholen", dabei sollen sie aber selber keine Geschenke mitbringen. Den Kinder soll man an Geld höchstens 3 Schilling geben sowie ein "Pfilenbrot" (eine Art Milchbrot oder Zopf). (Der Gegenwert von 3 Schilling entsprach damals etwa zwei Arbeitsstunden eines Meisters). Später ging dann der Rat noch weiter. Im Stadtmandat der Jahre 1672 - 84 wurde den Kindern nun gänzlich verboten, das "Gute Jahr" bei Götti, Gotten und Verwandten zu holen. Strenge Zeiten waren das!

Anfangs Januar gab es in Wil bis zum Ende des Ancien R6gime (1798) einen Feiertag, der auf verfassungsrechtlichen Grundlagen beruhte, nämlich die sog. "Regimentsbesatzung". Alljährlich wählten um diese Zeit die Bürger beim Rathaus aus einer Vorschlagsliste des Abtes von St. Gallen den Schultheissen und die zwölf Räte. An diesem Akt nahmen jeweils auch Vertreter des st. gallischen Hofstaates, oft auch der Abt selbst, teil. Sie wurden an diesem Morgen jeweils von den Stadtbehörden feierlich im Hof abgeholt und zum Rathaus geleitet. Nach der Wahl leisteten Schultheiss, Räte und die gesamte männliche Einwohnerschaft über 14 Jahren den feierlichen Treueeid.

Am Nachmittag gab es dann ein grosses Fest, oft verbunden mit einem Umzug zu Ehren der neugewählten Behörden. Nachher strömte jeweils das ganze Volk in die Wirtshäuser zur sog. "Räteschenke", d.h. zu einem Trunk, der von den neugewählten Ratsherren und dem Schultheissen, sofern auch er neu im Amt war, spendiert wurde. Die Neugewählten selber versammelten sich mit ihren Sippen zu einem grossen Festmahl. Im Rahmen von Sparmassnahmen beschloss der Rat 1685, an diesem Mahl keine fremden Vögel mehr auftragen zu lassen, sondern nur noch einheimische Hühner und "Güggel":

Die Räteschenke war eine der wenigen Gelegenheiten des Jahres, an denen auch Frauen das Wirtshaus aufsuchten. Sonst waren die vielen Wirtschaften der Stadt in der Regel ein reines Männerreservat. Allerdings vergönnte der Abt mit der Zeit den Frauen auch noch diese wenigen Wirtshausbesuche. Grämlich trug er gegen Ende des 17. Jahrhunderts den Stadtbehörden seine Klagen vor über das Zusammen-sitzen der Frauen an der Räteschenke, am Schmutzigen Donnerstag

und am Endschiessen in den Wirtshäusern, wo sie (ich zitiere) "halbe Mahlzeiten bestellen, saufen zusammen, dass es ein Spott und eine Schande und böses Exempel für die Töchter ist":

Der Dreikönigstag am 6. Januar war früher in Wil wie anderswo ebenfalls ein kirchlich gebotener Feiertag. Laut Gottfried Kessler war es zu seiner Zeit - also um die Jahrhundertwende - Brauch, dass an diesem Tag die jungen Burschen zu ihrem Schatz "auf die Spinni" gingen (das hiess wirklich so:) und von ihr einen "Birawegga" erhielten.

Offenbar sind auch schon früher die jungen, ledigen Wiler und Wilerinnen an diesem Tag gerne beieinander gesessen, was in diesen sittenstrengen

Zeiten allerdings noch nicht toleriert wurde. So wurde 1664 eine ganze Reihe junger Leute, weil sie am Dreikönigstag zusammengesessen waren, vom Rat zu einer Busse verurteilt, und zwar zu einer Busse von 4 Pfund Wachs an die Kerzen des St. Agatha-Altars in der Niklauskirche. Sehr sinnig - Agatha ist als christliche Jungfrau gestorben...

Sie spielte in Wil eine wichtige Rolle, war sie doch eine Nebenpatronin der Stadt. Ihr Tag - der 5. Februar - wurde hier als kirchlicher Feiertag begangen. Agatha war eine frühchristliche Märtyrerin in der sizilianischen Stadt Catania. Laut der Legende hat man ihr während des Martyriums die Brüste abgezwickelt. In der Kunst wurde sie deshalb oft abgebildet mit einem Buch in der Hand und zwei Brüsten darauf. Die zwei halbkugeligen Gebilde wurden später als Brötchen umgedeutet. Noch heute segnet man deshalb in den Kirchen an diesem Tag die Agathabrötchen. Im Volksglauben galten sie als Schutzmittel gegen Krankheiten und Brandfälle, denn Agatha war eine Schutzpatronin gegen Feuersbrünste. Dies deshalb, weil nach der Legende die Einwohner von Catania bald nach ihrem Martyrium mit ihren Reliquien die glühenden Lavamassen zum Stoppen brachten, die bei einem Aetna-Ausbruch ihre Stadt bedrohten. Das Agathabrot galt aber auch als wirksam gegen seelische "Brände". Wie Gottfried Kessler schildert, nähten die besorgten Mütter ihren aus dem Elternhaus fortziehenden Kindern ein Stücklein Agathabrot in die Kleider, um es vor dem Heimweh zu bewahren.

Auch in Wil waren die sog. Agatha-Zettel verbreitet, die einen lateinischen Bittspruch an St. Agatha enthielten und am Agathatag geweiht wurden. Man heftete diese Zettel zuhause zum Schutz gegen Feuersnot an die Türen und warf sie bei einem Brand ins Feuer, um es dadurch einzudämmen.

Im Stadtarchiv gibt es noch ein kleines Gebetsbüchlein aus dem Jahre 1775, das extra für den Agatha-Tag gedruckt worden war. Es enthält u.a. ein langes Lied zu Ehren der Märtyrerin. Eine der Strophen nimmt auch Bezug auf den Richter, der Agatha verurteilte und laut der Legende Quintinian hiess, und zwar mit folgenden Worten:

"Deiner Stärk hat weichen müssen

Der Wütterich Quintinian,

Da in denen Wasserflüssen

Ist ersoffen der Tyrann:" (war ein Kirchenlied:)

Der St. Agatha-Altar in der Stadtkirche war auch für Auswärtige ein Anziehungspunkt. Nachdem das nahe Dorf Rickenbach allein im 17. Jahrhundert zweimal niedergebrannt war, nämlich 1603 und 1638, beschloss es nach dem zweiten Mal, zur künftigen Abwehr von Feuer alljährlich am St. Agathatag eine kirchliche Prozession nach Wil zu veranstalten. Hier hielt jeweils der Rickenbacher Pfarrer in der St. Niklauskirche die Festpredigt. Einmal - nämlich 1654 - gab es deswegen einen handfesten Skandal, weil der Rickenbacher Pfarrer reichlich undiplomatisch von der Kanzel herab den Wilern die Leviten las und sagte, sie seien missgünstige, neidige Leute und wegen des Lasters der Ehrabschneidung im ganzen Land verschrien. Auch die Jungen seien stolz, hoffärtig und neidig. Das komme davon, weil die Obrigkeit mache, was sie wolle: Sie brauche die Halsgeige nicht, (das war ein Strafmittel) den Schlüssel zu den Gefängnissen lasse sie verrosten und in den unbenützten Gefängnissen Spinnenwuppen wachsen: Ein paar Tage später musste sich dann der Rickenbacher Pfarrer auf Geheiss des Hofes wegen seiner ungeschickten Predigt vor dem Rat und den Bürgern von Wil öffentlich entschuldigen...

Mit dem St. Agathatag vom 5. Februar kommen wir langsam in die Nähe der fasnächtlichen Höhepunkte. Offiziell begann die Fasnachtszeit schon im alten Wil nach dem Dreikönigstag, ihre wichtigsten Tage aber waren jene zwischen dem sog. Schmutzigen Donnerstag bis zum Fasnachtsdienstag.

Die Fasnacht war im alten Wil - und ist es vielleicht heute noch - die Zeit eines sehr intensiv ausgeübten Brauchtums. Keine andere Zeit des Jahres wird in den Mandaten so häufig erwähnt:

Die Fasnacht gilt ja als Ventil der Weltlust, die sich vor der strengen Fastenzeit nochmals austobte. Mit dem Aschermittwoch, der von der Kirche im 7. Jahrhundert als scharfer Kontrast zur vorausgehenden Ausgelassenheit eingesetzt wurde, fängt als innere Vorbereitungszeit für das Osterfest die 40-tägige Fastenzeit an. Früher durfte man nach kirchlicher Vorschrift in diesen ganzen 40 Tagen weder Fleisch noch Eier essen und musste ein zurückgezogenes Leben fern von allen Lustbarkeiten führen. Kein Wunder, dass man zuvor also nochmals gehörig ass und trank und miteinander die Geselligkeit pflegte, sowohl die Einwohner eines Ortes miteinander als auch benachbarte Orte miteinander. So geht aus einem Ratsprotokoll des Jahres 1510 hervor, dass in jener Fasnacht an einem Donnerstag "gar vil" Leute aus der Gemeinde Elgg nach Wil zogen "in der Mainung, ain gut fassnacht ze han", wie es heisst. Der Rat von Wil schickte 40 junge Wiler den Elggern entgegen, um sie freundlich zu empfangen und in die Stadt zu führen. Dort festeten die Wiler mit den Elggern in allen Wirtschaften, luden sie zum Nachtmahl ein, bezahlten ihnen den Wein und die Uebernachtung in den Herbergen und assen am nächsten Morgen erst noch mit ihnen

das Frühstück. Der Wiler Rat, der das alles aus der Stadtkasse berappte, scheint damals eine besonders splendide Phase gehabt zu haben:

Die Begründung der Fasnacht als "Austoben vor der Fastenzeit" ist allerdings nur die christliche Umdeutung eines Brauches, der viel älter ist und weit in vorchristliche Zeit zurückreicht. Tatsächlich liegen die Ursprünge der Fasnacht in altheidnischen Winter- und Frühlingsfesten - in Festen, die einerseits dem Totenkult, andererseits und vor allem dem Vegetationskult, der Auferweckung der Fruchtbarkeit galten. Allein schon das Wort "Fasnacht" ist doppeldeutig. Man weiss nicht mit Sicherheit, ob es sich von "Fastnacht" - Nacht vor den Fasten, oder aber vom althochdeutschen Wort "fasen" - gedeihen, zeugen, ableitet.

Ein wichtiges Element der Fasnacht ist seit eh und je die Vermummung. Sie geht wahrscheinlich, ähnlich wie bei den "Kläusen", auf einen archaischen Totenkult zurück. Die Masken stellen die auf die

Erde zurückkehrenden Totendämonen dar. Der Schritt vom Tragischen zum Komischen ist jedoch klein. Schon bei den alten Masken- und Totenfesten folgten auf den Schrecken, die Zerstörung und Sühne schliesslich Reinigung, Befreiung, Segen und Fruchtbarkeit. Die Fasnacht wies darum eine merkwürdige Zwiespältigkeit von Grauen und Lust, von erschreckender Bosheit und komischer Groteske im Maskentreiben auf. Im Gegensatz zu heute waren im Mittelalter und in der frühen Neuzeit bei den Masken weder Phantasie noch Vielfalt gefragt, sondern es gab nur ganz wenige, genau festgelegte Maskentypen. Der wichtigste war - nicht nur in Wil - der Teufel, der sich in dieser Ausschiesslichkeit in Wil allerdings länger als den meisten andern Orten halten konnte. Vermutlich stellten die Teufel ursprünglich Totendämonen dar. Man ahmte sie in den Masken nach und beschwor und bannte sie zugleich. Darüber hinaus hatte diese Darstellung wohl auch einen psychologischen Entlastungseffekt: Indem man das, wovor man sich fürchtete, handfest fassbar machte, überwand man zugleich seine Angst:

Ein Hinweis auf die Teufelsmasken im alten Wil findet sich z. B. in einem sog. "Mandat gegene die Fasnachts-Lustbarkeiten" des Jahres 1595. Darin wird gerügt, dass in der Fasnacht "vil Lüt sich irer menntschlichen vernunft und gestaltsame verläugnen, vihische geberden unnd siten ann sich nemen, ungewonnliche teüffels kleyer annziehen, sinngen, springgen, dobennt, wüeten, dannzen und derglychen unflätig sachen annfachen und tryben..." Typisch an den Wiler Teufeln waren die weissen Hosen und das Geröll (Schellen

um den Leib). Ihre Wildheit war, wie wir schon im Zusammenhang mit den Kläusen sahen, ursprüngliches "Maskenrecht", eine Art "legale Anarchie". Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts schränkte der Wiler Rat die Fasnacht allerdings zunehmend ein, so wie er damals überhaupt die Genüsse des Lebens zunehmend einengte. Von nun an fasste der Rat jeden Januar bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts jeweils einen Beschluss, ob dieses Jahr die Fasnacht erlaubt sei oder nicht. In der grossen Mehrzahl der Jahre entschied er sich gegen die Fasnacht, 1566 z. B. mit den folgenden Worten:

"Die jungen gesellen und auch ander leüth söllent ouch dise vasnacht wäder danzen noch umbziehen, wäder mit thrommen, pfyffen, gygen, lутten, schwärteren oder häfen, in keinerlei wys noch weg, darzu sollen sie ouch nit buzen..."

Offensichtlich gehörten zu den Fasnachtsumzügen seit jeher Lärm und Musik, im alten Wil also Trommeln, Pfeifen, und Saiteninstrumente. Aber auch das Knallen mit der Peitsche oder der "Schwiiblootere" fehlte nicht. In den altheidnischen Fruchtbarkeitsriten diente der Lärm dazu, die schlafende Vegetation aufzuwecken.

Nach der Reformation ist die Fasnacht in den evangelischen Orten - mit der grossen Ausnahme von Basel - weitgehend ausgerottet worden mit dem Hinweis, sie sein ein heidnischer, teuflischer Brauch. Dass die Fasnacht aber auch in einer katholischen Stadt wie Wil so oft verboten wurde, war gesamtschweizerisch aussergewöhnlich. Allerdings scheinen die Verbote nicht übertrieben wirksam gewesen zu sein. In den alten Ratsbüchern wimmelt es zu den Fasnachtszeiten nur so von Bussen "wegen Butzens", nicht selten wurden sie gegen 40 oder noch mehr Burschen aufs Mal gefällt: Die jungen Mädchen haben sich nicht verkleidet. Sie sangen und tanzten dafür in der Fasnacht auf den Strassen den "Reigen oder Abendgesang". Wie er genau aussah, wird in den Mandaten leider nicht überliefert.

Früher war das Tanzen nur an ganz wenigen Tagen des Jahres möglich - die weitaus wichtigste Zeit für das Tanzen aber war die Fasnacht. In der altheidnischen Zeit war der Tanz ein religiöses Ritual, Reste davon erhielten sich vielleicht im zitierten "singen, springen, toben, wüten und tanzen" der Wiler Teufel. Später wurde aus dem Tanzen dann ein gesellschaftlicher Anlass. Im alten Wil schränkte man an der Fasnacht auch das Tanzen ein, indem man es entweder ganz verbot oder nur am Schmutzigen Donnerstag und Fasnachtssonntag zuließ, und auch das nur für Leute, die nicht schon an einer Hochzeit getanzt hatten. Die Fasnachtszeit war früher nämlich ein Hochzeitstermin par excellence - auch dies ein Hinweis auf Fruchtbarkeitsrituale als eine der Wurzeln der Fasnacht.

In den Fasnachtsbräuchen in Wil und anderswo spielte früher auch das Wasser eine grosse Rolle. So wird z. B. in einem Wiler Ratsbeschluss des Jahres 1545 festgehalten, dass sich die Leute vom Aschermittwoch an nicht mehr gegenseitig fangen und in die Brunnen werfen dürfen. Hinter diesem Brauch stand ursprünglich ein ganz bestimmter Fruchtbarkeitszauber, nämlich ein Regenzauber nach der uralten Analogie-Regel "Similia similibus" - Gleiches wird durch Gleiches erzeugt, also Regen durch Beschwören mit Wasser. Der Regen, der für die Saaten unerlässlich war, bedeutete Fruchtbarkeit.

Im gleichen Ratsbeschluss des Jahres 1545 heisst es übrigens auch, dass man am Aschermittwoch auch keine gemeinsamen, grossen "Mähler" in Wirts- oder Privathäusern mehr veranstalten dürfe. Da die Ursprünge der Fasnacht älter waren als der kirchlich gesetzte Schlusstermin des Aschermittwochs, lappten gewisse Fasnachtsbräuche auch noch in die Fastenzeit hinein.

Dagegen führten die Behörden einen ewigen Kampf.

Von fasnächtlichen Anklängen war besonders noch der erste Fastensonntag geprägt, der verschiedene weitere Namen trug, nämlich "Küechlisonntag", "Funkensonntag", "Sonntag in der Alten Fasnacht" oder "Sonntag

Invocavit". Auf diesen Tag stellte man in Fett gebackene Küchlein (Fasnachtsküchlein) her - fette Speisen symbolisierten ursprünglich Fruchtbarkeit. Man verzehrte das Gebäck allerdings nicht bei sich daheim, sondern stürmte vielmehr von Haus zu Haus, um die Küchlein als altherkömmlichen Tribut zu fordern oder sie sich gar aus den Küchen zu stehlen. Schon 1545 verbot der Rat, bei Nachbarn oder andern Leuten Küchlein zu holen, und er verband dieses Verbot mit der warmen Empfehlung, die Haustüren verschlossen zu halten. Auch in späteren Mandaten, so 1595, 1601 und 1646, wurde das "Küchleinholen" immer wieder untersagt, und zwar, um "Aergernis und grosse Unrast" zu vermeiden, wie es hiess. Auch dieser Heischebrauch war wohl ein Ausläufer des altheidnischen Totenkults, laut welchem die herumschweifenden Totengeister zu gewissen Zeiten ja das Recht hatten, Opfergaben einzufordern.

An diesem gleichen ersten Fastensonntag wurde in Wil wie anderswo ein riesiger Funken entzündet - darum der Name "Funkensonntag". In Wil nannte man diesen Funken auch "Fasnachtsfeuer", was den inneren Zusammenhang zur Fasnacht bestätigt. In einem Mandat des Jahres 1595 wurde den jungen Burschen das Fasnachtsfeuer als alter Brauch zwar weiterhin erlaubt, aber mit der Auflage, dazu nicht mehr zu trommeln, zu tanzen und auf Geigen und Pfeifen aufzuspielen. Von der Mitte des 17. Jahrhunderts an (1646) wurde dann auch der Funken selbst verboten (ein Verbot, das - wenn mich nicht alles täuscht - bis heute wirkungslos blieb).

Auch dieses Fasnachtsfeuer hatte ursprünglich einen sarkalen heidnischen Hintergrund im Zusammenhang mit dem Vegetationskult.

Feuer galt seit jeher als etwas Heiliges, Läuterndes und Reinigendes. Mit dem grossen Feuer wurden die vegetationshemmenden Winterdämonen verjagt oder verbrannt. Vielleicht hatte das Feuer ursprünglich auch mit einem Analogiezauber etwas zu tun, indem das Feuer die Sonne anregen sollte, nun wieder laufend Kraft zuzunehmen.

Am 12. März zündeten die Wiler Schulbuben früher zudem zu Ehren des abendländischen Kirchenlehrers und Papstes Gregors des Grossen das sog. "Gregorifeuer" an. Derselbe Brauch war auch in Beromünster bekannt. Eine Zeit besonders intensiven Brauchtums war sodann die Karwoche. Von der Mitte der Woche an haben die Kirchenglocken (wie heute noch) geschwiegen - sie "gingen nach Rom", wie man den Kindern sagte. An ihre Stelle traten - wie z.T. heute noch - hölzerne Lärminstrumente, die Rätschen und Raffeln. Erwähnenswert sind in diesem Zusammenhang drei eigentümliche Abendgottesdienste, die am Mittwoch-, Donnerstag- und Freitagabend der Karwoche abgehalten wurden. Sie hiessen Rumpelmetten und waren bei den Kindern wohl die beliebtesten Gottesdienste des ganzen Jahres. Feierlich wurden jeweils die liturgischen Lamentationen (alttestamentliche Klagelieder aus Jeremias IV) gesungen. Sobald sie vorüber waren, wurden die Lichter in der Kirche gelöscht, und darauf brach ein ohrenbetäubender Lärm los. Die Buben brachten zu diesen Gottesdiensten nämlich Rätschen mit, die sie im Anschluss an die Lamentationen in Funktion setzen durften. Durch ein Mandat wurde dann aber das "ungebührliche Klopfen", wie es hiess, "wegen zu grossen Unfuhs" abgeschafft. Das bisherige Rätschen wurde darin folgender massen begründet:

"Kundt und zu wüssen seye meniglichen: Obgleichwol die heilige, christenliche Kirche das ungestüme Thümel, welches die Juden verübt, als sie Christum unseren Heilandt am Oelberg gefangen, durch etwas Klopfen nach den dreyen Nettinen gegenwertiger dreien Tagen repräsentiert, ist doch bishero an disem Orthe aus solch löblichere Ceremonien durch etliche ringfertige leüthe ein solche leichtfertigkeit gemacht worden, dass sie nit allein schier mehr unsinnigkeit als die Juden selbstn verübt, sondern auch befunden worden, die anderen auf Köpf, auf Mäntel und lange Kleider geschlagen, ja etwan sich nit gescheücht, den Rüwigen (- Ruhigen)

solche Klaiden uff den Benchen zeschlagen und gar anzunaglen, und stül und Benck (zu) zerschmettern..."

Der ganze institutionalisierte Lärm dieser Metten erinnerte verdächtig an den Lärm altheidnischer Vegetationskulte... Im 18. Jahrhundert war der Karfreitagnachmittag durch die sog. Karfreitagsprozession gekennzeichnet. Sie war anlässlich eines dramatischen Passionsspiels im Jahre 1707 eingesetzt. Laut der Kienberger Chronik gingen nach diesem Mysterienspiel die Darsteller in ihren Kleidern und viel Volk in bewegter Stimmung und unter Tränen der Rührung nochmals zu einer Schlussandacht in die Kirche. Da herrschte eine derartige Erbauung und Begeisterung, dass man spontan beschloss, von nun an jedes Jahr am Karfreitag eine solche Prozession abzuhalten, bei welcher lebende Darsteller in historischen Kostümen den Kreuzweg Christi nachvollzogen. Zu diesem Zweck wurden mehrere Stiftungen vergabt. Hinter dieser Karfreitagsprozession waren mystische Kräfte am Werk, ein rührendes, inniges

Verlangen des Volkes, sich mit dem Leidensweg Christi zu identifizieren. Auch der gefühlvolle Brauch der Karfreitagsprozession hat indessen die kühle, vernunftbetonte Aufklärungszeit um 1800 nicht überstanden. Der damalige Generalvikar des Bischofs von Konstanz, Freiherr von Wessenberg, verlangte die Abschaffung derartiger "Schauspiele und Mummereien", wie er es nannte. Der Brief des Generalvikars wurde noch nachgedoppelt durch den damaligen Präsidenten des Kleinen Rats des neugeschaffenen Kantons St. Gallen, Karl Müller von Friedberg. Er war der grosse Abschaffer vom Dienst, unter seiner Aegide wurde auch das Kloster St. Gallen nach 1100-jährigem Bestehen abgeschafft. Er legte 1804 dem Wiler Gemeinderat in einem Brief nahe, "gewisse missverstandene Andachtsübungen" - eben die Karfreitagsprozession - neu zu überdenken. Sie wurde in der Folge tatsächlich abgeschafft.

Am Karsamstag wurde in der früheren Liturgie schon am Morgen vor der St. Niklauskirche das Osterfeuer geweiht. Man nannte das "den Judas verbrennen".

Mit Ostern begann wieder eine fröhliche Zeit mit geselligen Zusammenkünften. Wie anderswo, sind auch in Wil in die Osterbräuche Reste altheidnischer Fruchtbarkeitskulte eingeflossen - das Ei als Symbol des keimenden Lebens und der Hase als Sinnbild der Fruchtbarkeit.

Laut verschiedenen Mandaten des 17. Jahrhunderts gehörten damals zu den weltlichen österlichen Freuden in Wil das Kegeln, Blattenschiessen, Ballenschlagen und andere Spiele, das "Oesterlen", "Stubeten", sowie ein gemeinsamer Abendtrunk am Ostermontag in den Wirtshäusern unter musikalischer Begleitung von Trommeln, Pfeifen und Geigen. Das erwähnte "Blattenschiessen" war ein bis ins 19. Jahrhundert weitherum beliebtes Spiel der jungen Männer, bei dem sie eine 1 - 2 kg schwere Steinplatte nach einem 10 - 15 m entfernten Ziel werfen mussten. Unter "Oesterlen" verstand man einen Brauch der Kinder: Am Ostermontag zogen jeweils Buben und Mädchen auf den Wilberg, spielten und sangen und setzten sich zum krönenden Abschluss in den Trotten ("Osterhäuschen") zusammen, um ihr mitgebrachtes Picknick zu verschmausen.

Im Mai wurden, wie anderswo, auch im alten Wil in der Auffahrtswoche Bittprozessionen um ein gutes Erntejahr durchgeführt, und zwar vor allem zum Kirchlein Dreibrunnen. Diese segnenden Flurumgänge durch die freie Natur haben eine uralte Tradition. Es gab sie zu dieser Jahreszeit bereits in altheidnischer Zeit; im Mittelalter wurden sie dann christlich umgedeutet.

Am Auffahrtstag selber stieg man schon früher mit Vorliebe auf die umliegenden Hügel und Berge, namentlich auf das Hörnli - vielleicht schon in altgermanischer Zeit, denn bei den alten Germanen galten die Berge als heilig. Laut einem alten Volksglauben musste man am Auffahrtstag früh aufstehen und möglichst von einem Berg aus den Sonnenaufgang betrachten, da an diesem Tag die Sonne mit drei "Gümpen" aufging.

Noch bis ins 19. Jahrhundert hinein gab es in Wil in der St. Niklauskirche an Christi Himmelfahrt jeweils einen Nachmittagsgottesdienst, bei dem zur Freude des Volkes eine lebensgrosse, geschnitzte Christusfigur unter Pauken- und Trompetenschall feierlich zum Himmel entschwebte. Man zog sie durch eine Oeffnung des Kirchengewölbes an feinen Seilen empor, begleitet von mehreren Engeln. Mit grösster Spannung beobachtete das Volk jeweils, auf welche Seite die sich drehende Christusfigur vor dem Verschwinden in der Decke zuletzt hinblickte. Man glaubte, aus dieser Richtung würden den ganzen Sommer hindurch alle Unwetter ziehen. Sobald die Christusfigur aus den Augen entschwunden war, stürzten die Leute nach vorn, um ein paar der Blumen zu ergattern, die das Podest zierten, auf dem die Figur gestanden hatte. Diese Blumen galten als Schutzmittel gegen Blitz und Hagelschlag, altgermanische, magische Maibräuche haben auch hier durchgeschlagen.

Ein typischer Wilerbrauch ist sodann die Pfingstmontagprozession. Wie Sie wahrscheinlich wissen, wurde sie von den Wilern zum Dank dafür eingesetzt, dass die Stadt im Alten Zürichkrieg bei einer Belagerung durch die Zürcher in der Pfingstwoche des Jahres 1445 glimpflich davonkam. Seither führte man jeweils am Pfingstdienstag diese feierliche Votivprozession zu den vier Haupttoren der Stadt durch; im Anschluss daran wurde den Armen eine grössere Brotspende verteilt. 1807 wurde die Prozession auf den Pfingstmontag verlegt und besteht an diesem Tag heute noch. Im Mittelalter wurden auch an andern Orten nach glücklich verlaufenen Kriegssereignissen Gedächtnisprozessionen eingeführt, denken wir nur an die Stossfahrt oder an die Näfelser Fahrt.

Eine andere Prozession, die in Wil im 16. Jahrhundert eingesetzt wurde, überlebte ebenfalls bis in unser Jahrhundert. Im Archiv gibt es ein Dokument aus dem Jahre 1573, laut welchem damals eine grosse Teuerung und ein Mangel an Feldfrüchten herrschte. Man vermutete dahinter den Zorn Gottes, zu dessen Abwendung die Wiler für sich und alle ihre Nachkommen gelobten, den Tag von Sankt Johannes und Paulus (26. Juni) als Feiertag zu halten und dabei jeweils eine Bittprozession von der St. Niklaus- zur St. Peterskirche und von dort nach Dreibrunnen zu veranstalten. Das Dokument weist darauf hin, dass dieser Tag von den Vorfahren als "Hagelfyri" bezeichnet worden sei. Es hält auch ausdrücklich fest, dass aus jedem Haus mindestens eine Person an der Prozession teilnehmen müsse, eine Person, die das Ave Maria, das Glaubensbekenntnis und die Zehn Gebote auswendig könne: Die beiden Heiligen Johannes und Paulus waren übrigens nicht die Apostel, sondern zwei römische Märtyrer. Zu Wetterherren sind sie vielleicht deshalb geworden, weil zufällig an ihrem Gedächtnistag in der Liturgie der Messe das Evangelium verlesen wird vom Gottvater, der seine Sonne aufgehen lässt über Gute und Böse und Regen schickt über Gerechte und Ungerechte.

Daneben gab es im alten Wil noch zahlreiche weitere Prozessionen, als festlichste von allen die Fronleichnamsprozession zu Ehren des Altarssakraments. An diesem Tag haben die Wiler schon in früheren Jahrhunderten ihre Häuser schön geschmückt. Gelegentlich waren sie in dieser Beziehung sogar übereifrig. Jedenfalls wurde laut einem Ratsprotokoll von der Mitte des 17. Jahrhunderts ein Wiler gebüsst, weil er am Fronleichnamstag vor seinem Haus ein ganzes Altärchen samt einer Monstranz errichtet hatte, allerdings war die Monstranz ohne Hostie. Die Leute aber, die vorbeigingen, meinten jedoch, es sei ein "richtiger" Altar mit dem Allerheiligsten drauf, sie machten - zur Freude des "Schöpfers" dieses Altärchens - Kniebeugen davor und zogen den Hut. Prozessionen und Umzüge scheinen einem Urbedürfnis des Menschen zu entsprechen. Es gab sie als Kultprozessionen schon in den alten heidnischen Religionen, und sie sind heute noch aktuell, auch wenn sie -

ich wohne im Kanton Zürich - inzwischen ihren sakralen Charakter ziemlich verloren haben - heute nennt man sie in Zürich "Demo"...

Im Zusammenhang mit der Getreideernte im Sommer gab es in Wil einen Heischebrauch, der in verschiedenen Mandaten verboten wurde. Die Schnitterinnen nahmen jeweils vorübergehende Passanten als Schabernack "in die Halmen", d.h. sie umfingen ihn unversehens mit einer Schlinge von Halmen und liessen ihn erst wieder los, wenn sie sich mit einer Münze losgekauft hatten.

Das einzige grössere, kirchliche Fest im Hochsommer ist Mariae Himmelfahrt am 15. August. An diesem Tag wurde in Wil eine Prozession durchgeführt, bei der man das Muttergottesbild, das man dabei herumtrug, mit den allerersten blauen Trauben aus dem Wilberg schmückte.

Als letzten Brauch wollen wir uns nun noch dem "Stäckliträge" zuwenden, das ja ein typischer Wiler Brauch ist. Wie Sie wissen, findet er jeweils am ersten Oktobersonntag im Zusammenhang mit

dem Endschiessen der Wiler Stadtschützen statt. Die dafür bestimmten Gaben werden an ein Stecklein gebunden und am Sonntagnachmittag von den Kindern in einem Umzug durch die Stadt getragen, in Begleitung der Schützen, der Musik, des "Wiler Bärs", des "Bajass", der Zeigern, der Juxscheibe und Wiler Trachtenfrauen.

Die Wiler Schützen sind eine sehr traditionsreiche Gesellschaft, lassen sie sich doch bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen.

Nicht nur in Wil, sondern im ganzen Alpenraum sowohl in der Schweiz wie auch ausserhalb - namentlich im Tirol - spielten die Schützen seit dem Mittelalter stets eine wichtige Rolle. Auch in unserer schweizerischen Befreiungssage spielt ja ein Schütze die Hauptrolle - Wilhelm Tell! In Wil waren die ersten Schützen im Mittelalter ebenfalls Armbrustschützen, im Laufe des 15. Jahrhunderts tauchten dann Musketen- und Hakenschützen auf.

Die Schützen wirkten mit ihren martialsichen Waffen nicht etwa abschreckend, sondern trugen im Gegenteil früher viel zur freundeidgenössischen Verständigung bei. Das profane - also nichtreligiöse - Festwesen wurde in der Schweiz einst weitgehend von den Schützengesellschaften geprägt. Mindestens alle paar Jahre einmal veranstaltete irgendwo eine Schützengesellschaft ein grosses Freischiessen (also Wettschiessen), stets in Verbindung mit einem Fest. Solche Schützenfeste lockten die Leute - nicht nur die Schützen - in hellen Scharen von nah und fern und sogar sehr fern an. Das war um so erstaunlicher, als sich in früheren Zeiten ein "Normalbürger", ausser vielleicht auf Wallfahrten, fast nie auf Reisen begab.

In Wil ist bereits aus dem Jahre 1418 ein Schützentreffen überliefert, und zwar mit Winterthurer Schützen. Später gab es diverse weitere Freischiessen, und umgekehrt zogen auch die Wiler Schützen gelegentlich an auswärtige Schützenfeste, so z. B. 1418 und 1631 nach Konstanz, 1473 nach Rottweil, 1485 und 1671 nach St. Gallen, 1504 nach Zürich usw.

Nicht nur die Stadt unterstützte die Schützen mit Gaben, sondern auch der Abt von St. Gallen, und zwar gelegentlich mit sehr erklecklichen Spenden. 1686 schenkte Abt Gallus beispielsweise zur Feier seines goldenen Priesterjubiläums als ersten Preis einen ganzen Ochsen, der von den Schützen in einem Festzug an einem rotseidenen Faden durch die Stadt geführt wurde. Stadt und Hof stellten ausserdem 6 Eimer Wein in Aussicht, falls man sich friedlich verhalte: 1749 setzte Abt Coelestin als Preise drei wertvolle, silberne und silbervergoldete Becher und Schalen aus. Auch 1767 schenkte der Abt bzw. die fürstliche Hofkanzlei zu einem Freischiessen im September als Hauptpreis einen Ochsen, der mit einer schönen, roten Decke, mit einem roten Halsband, einer Schelle und vergoldeten Hörnern vom Hofkoch durch die Stadt geführt wurde. Das waren die nicht unbeachtlichen Vorläufer der Gaben, die heute beim "Stäckliträge" an den Steckli baumeln. Sie sind heute ein wenig prosaischer aber allemal nützlich - beispielsweise Wäscheweichspüler und

was es da jeweils so hat. Seit es den Abt nicht mehr gibt, werden die Gaben hauptsächlich von der Bevölkerung gespendet. Im letzten und auch noch zu Anfang dieses Jahrhunderts wurden jeweils jene Wiler um eine Ehrengabe angegangen, die während des Jahres geheiratet, geerbt oder Familienzuwachs erhalten hatten.

Nach dem Stäckliträäge geht es stets wieder rasch auf den Winter zu, anfangs Dezember kommen schon wieder die Kläuse; damit ist unser Jahreskreislauf geschlossen, und auch ich selbst habe geschlossen.

(Bless-Grabher, Magdalen; Alte Wiler Bräuche im Jahreslauf, Wil 1982)